

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Katja Lange-Müller**  
**Drehtür**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ach ja, helfen, denkt Asta, das war schon schön – am Anfang. Und später? Später, Jahre später, nannte eine meiner Schwesternschülerinnen es *geil*. Das Wort behagte mir nicht, obwohl es irgendwie zutrifft; helfen ist geil und macht geil: machtgeil. Zu helfen weckt ein seltsames Verlangen in dir, aber eines, das gestillt werden kann, so betörend, dass du es wieder tun willst und wieder und immer wieder. Es mag wohl auch tröstlich sein, und nicht nur für den Hilfsbedürftigen, doch mehr noch ist es eine Herausforderung, durchaus im sportlichen Sinne des Wortes. Wenn du zum Helfen berufen oder eben ermächtigt bist, ist es tröstlich und herausfordernd, jemandem zu begegnen, dem es schlechter geht als dir selbst, am besten viel schlechter. Augenblicklich durchströmt dich warm ein Gefühlsgebräu, dessen Hauptbestandteile Mitleid und Tatendrang sind – und Verachtung, eine Überlegenheit heischende Verachtung, für die sich mancher, ob nun Profi- oder nur Laienhelfer, heimlich auch noch selbst verachtet. Als Profihelfer, etwa bei Ärzten ohne Grenzen oder CARE International, begegnen dir jene Kranken, mit denen

andere, die Familie oder der Dorfälteste oder ein Wunderheiler, längst fertig sind, jene, denen die nicht mehr helfen konnten – oder wollten. Und falls diese aussichtslosen Fälle unsere Profihilfe dann überlebt haben, vorläufig zumindest, bleiben sie womöglich weiterhin, aber sicher weniger krank, bestenfalls bloß noch überlebenskrank. Denn Gesundheit, vollkommene, gänzlich beschwerdefreie Gesundheit, die gibt es nicht, schon gar nicht im Gesundheitswesen.

Gesundheitswesen, wieder so ein blödsinniger Begriff! Was, zum Henker, soll das sein, ein *Gesundheitswesen*? Lebewesen, ja, die kennen wir. Aber Gesundheitswesen? Wie hab ich mir die vorzustellen?!

Immerhin, die Kranken, zur Not auch die Überlebenskranken, bieten dir, Schwester, Pfleger, Arzt, das Größte und Großartigste, meinetwegen Geilste von allem: die Macht, zu helfen, die Hilfsmacht also, und eine noch mächtigere, mitunter sogar übermächtige Macht, die, Respekt zu erfahren – und Bewunderung, rückhaltlose Bewunderung, von allen Seiten.

Doch riskant, erregend riskant, ist die Helferei trotzdem. Du stehst mit einem Bein im Misserfolg, denn oftmals sind deine Bemühungen am Ende vergebens, was dir aber nicht immer vergeben wird, nicht einmal von dir selbst. Dafür, zum Ausgleich gewissermaßen, stehst du mit dem anderen, dem goldenen Bein, bei mir war es das linke, in so etwas wie irdischer Heiligkeit. Die, denen du helfen, deren

Schmerzen du also tatsächlich lindern konntest, und erst recht jene Ausnahmepatienten, die dann gar nichts mehr spüren, jedenfalls keine Schmerzen oder zumindest nicht die ursprünglichen physischen, werden dich verehren, ja, lieben, wenn du Glück hast – oder Pech. – Und keine Sorge, die sorgen schon dafür, dass weitere Hilfsbedürftige dich und deine Fähigkeiten auf die Probe stellen wollen. Das kostet Kraft und bringt, zumeist, nicht viel ein, pekuniär gesehen sowieso nicht. Und da sie nicht gestorben sind, lassen sie auch dich nicht umkommen, diese Armen und Ärmsten, die erst recht nicht. Nicht ewig, doch erstaunlich langlebig ist die Dankbarkeit und bärenstark die Hoffnung, die bekanntlich zuletzt stirbt.

»Die Hoffnung stirbt zuletzt, aber sie stirbt.« Diesen entwaffnend nüchternen Satz hat auf der geschlossenen Frauenpsychiatrie des Klinikums Berlin-Herzberge, meiner Lieblingsstation während der Ausbildung, die immer ein bisschen nach Kräuterialikör duftende Oberschwester Elisabeth mal gesagt, als sie uns drei Lernschwestern, Susanne, Monika und mich, bei dem Versuch ertappte, eine stuprös depressive Patientin zum Lachen zu bringen.

Das Bedürfnis, dem Artgenossen beizustehen, das wir mit vielen Tieren teilen, selbst so niederen und unsympathischen wie Wespen oder Ameisen, nannten und nennen neunmalkluger Schwachköpfe *Helpersyndrom*, als sei das eine multiple, entsprechend

komplizierte Krankheit, eine Psycho-Seuche, die nur Exemplare unserer Gattung befällt. Warum zum Henker soll es krank sein, den Mitmenschen gesund sehen zu wollen – oder tot, falls Heilung nicht möglich ist? Und was würde aus der Welt, wenn alle auf dem Gebiet der Medizin Tätigen plötzlich kuriert wären von diesem angeblichen Helfersyndrom, wenn sie es unwiederbringlich verloren hätten?! Katastrophaleres als jede Katastrophe spielte sich ab in den Städten und Dörfern, den Wäldern, Steppen, Wüsten sämtlicher Länder unseres verkommenen Planeten.

Ich würde, im Fall der Fälle, das Totsein, das mir eh demnächst mal blüht, dem Kranksein vorziehen; ich meine das echte, schwere Kranksein, das Dahinsiechen unter Qualen, das Dem-Grab-entgegen-Leiden. Tot ist besser als krank, zumindest für den, der krank war; weniger freilich für die Weiterlebenden, jene, die dem *Verschiedenen* nahestanden, na, eher nahesaßen, um dessen letztes Lager herum, in einer Klinik oder einem Altersheim oder zu Hause – am Rand des Gummilakens, das die eine, genauer seine, Ehebetthälfte schützen sollte gegen all die Ausscheidungen und sonstigen Körpersäfte, die er, kurz bevor er abtreten durfte, ja nun gar nicht mehr unter Kontrolle hatte. Diese Hinterbliebenen grämen sich dann fast so sehr wie der Todkranke sich grämte, ehe es ihm gelang, dem Schwerkranksein, das kein Hiersein mehr war und noch kein Wegsein, zu entfliehen.

Wem eignet schon die Größe, »dem schmerzlich vermissten Angehörigen«, wie die Grabredner ihn nennen, dessen hart erkämpftes Ende, das dann in den Trauerannoncen zur »Erlösung« veredelt wird, einfach zu gönnen, meinetwegen von ganzem Herzen. Womöglich wurde und wird der eine oder andere ja geliebt, selbst im finalen Stadium und über seinen Tod hinaus; doch Liebe allein, da sind wir Profis uns einig, hilft einem Menschen, der, wie Schwester Elisabeth es ausdrückte, »mit Charon unterwegs ist«, kaum. So jemand braucht Pflege, gerne auch liebevolle, aber die eher emotionslose, gelernte und beherrschte Fachkrankenpflege, die ist das, was ihm wirklich nottut.